

Über einige Widersprüche im zeitgenössischen Katholizismus

Von Otto B. Roegele

Unsere Zeit tut sich viel darauf zugute, daß sie endlich Licht bringe in das Dunkel irrationaler Vorgänge in Kirche und Gesellschaft, daß sie Widersprüche aufdecke zwischen Theorie und Praxis, zwischen Anspruch und Leistung, zwischen Verkündigung und Verhalten. Transparenz ist ein allenthalben strapaziertes Stichwort der Epoche; was früher hinter verschlossenen Türen verhandelt und entschieden wurde, soll heute der weitesten Öffentlichkeit unterbreitet werden. Wer etwas unternimmt oder unterläßt, soll umfassend Rechenschaft ablegen über seine Motive. Die »vertrauende Unwissenheit« früherer Zeiten ist in Acht und Bann getan; wir schätzen uns glücklich, aufgeklärt genug zu sein, um zu wissen, *warum* wir so handeln, wie wir handeln. Psychoanalyse und Wissenssoziologie haben manche Schleier weggezogen, die uns bisher die unterhalb der Bewußtseinsschwelle liegenden Ursachen individuellen und kollektiven Verhaltens verbargen.

Von solchen Entwicklungen ist auch die Kirche nicht ausgenommen. Im Gegenteil, sie hat ihren vollen Anteil an den Trends und Tendenzen der Zeit. Das Zweite Vatikanische Konzil betonte emphatisch die Öffentlichkeitsdimension der Kirche, ihre Weltzugewandtheit, ihre Verpflichtung gegenüber der Welt der Menschen und der Dinge. Haltungen, die ehemals als herausgehobene Möglichkeiten christlicher Existenz galten, werden heute verworfen, bestenfalls belächelt: Weltflucht, Selbstverleugnung, Pflichterfüllung, Askese, Abtötung, Innerlichkeit. Glauben, zumal *Orthodoxie*, um der eigenen Rechtfertigung willen, Luthers große Angst, wie der Christenmensch einen gnädigen Gott erlangen könne – das alles ist abgetan, tabuisiert, mit dem Verdikt der Weltunwirksamkeit belegt, und wer davon spricht, denunziert sich selbst als rückständigen Anhänger einer überholten Fehlinterpretation der Botschaft Jesu, kurzum: als Reaktionär.

Statt dessen gilt *Orthopraxie* als Kern und Essenz christlicher Existenz: Mitmenschlichkeit, die sich freilich eher als Fernstenliebe artikuliert denn als Nächstenliebe; Brüderlichkeit, die sich als Zuwendung zum Mitmenschen gibt, aber häufig auch in der Verweigerung des Gehorsams gegen Autorität und Institution wirksam wird; Entwicklungshilfe als Hilfe zur Befreiung aus den Fesseln des Kolonialismus und des Kapitalismus rangiert vor Mission als Angebot der Erlösung aus den Fesseln des Irrglaubens und der Sünde.

Aber so rational, so vernunftbetont, so aufgeklärt dies alles erscheint, dem nicht ganz unkritischen Beobachter zeigen sich seltsame Widersprüche, und

das Seltsamste an ihnen ist die Entschiedenheit, mit der die Augen vor diesen Widersprüchen geschlossen gehalten werden. Machen wir die Augen auf und schauen wir uns einige dieser Widersprüche näher an.

I

Da ist zunächst einmal die »Öffnung zur Welt« hin. Noch nie seit Beginn der Neuzeit war von der Weltverantwortung der Kirche, von der Weltaufgabe der Christen, von der Weltoffenheit christlichen Denkens und Handelns so oft, so laut und so vorbehaltlos die Rede wie heute. In Auslegung (und Weiterführung) der Pastoralkonstitution »Gaudium et spes« haben mehr oder weniger enthusiastische Verwerter und Verbreiter den Eindruck erzeugt, als hätten die Katholiken die Welt als Phänomen und Realität erst im siebten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts entdeckt. Dabei hat das Wort »Welt« unter der Hand einen ganz anderen Klang bekommen: mit »Welt« verbindet sich nun, im Gegensatz zur biblischen Ambivalenz des Begriffs, ausschließlich zustimmende optimistische, ja euphorische Empfindungen. Die »Welt« ist es, in der sich das menschliche Leben erfüllen, aus der es seinen Sinn erfahren soll. In der zukünftigen, nur erfreulich zu denkenden Entwicklung der »Welt« wird sich das Schicksal der Menschheit vollenden, wird der Christ sein Heil erfahren. Eine Mischung aus Teilhard de Chardin und unreflektiertem Fortschritts-optimismus, aus Vertrauen in eine unbegriffene Futurologie und uneingestandener Zukunftsangst füllt diesen Begriff »Welt« heute mit geradezu magischem Inhalt.

Dabei wird die Rolle, die den Christen und der Kirche in diesem Prozeß einer unaufhaltsamen Aufwärtsbewegung zugesprochen wird, immer höher eingeschätzt, ja ins Phantastische emporgesteigert. Die Kirche soll den Frieden unter den Völkern sichern, den Staatsmännern eindrucksvoll ins Gewissen reden, Aufrüstung und Waffenhandel bekämpfen, für gerechte Verteilung der Rohstoffe und Produktionsmittel sorgen, die Überschüsse der *reichen* Völker unter den *armen* Völkern verteilen, Hunger und Krankheit in der Welt besiegen und jedwede soziale Ungleichheit beseitigen oder zumindest abbauen.

In Wirklichkeit ist die Kirche zu alledem keineswegs imstande. Sie war dazu nicht einmal imstande in den Jahrhunderten ihrer höchsten weltlichen Machtentfaltung, ihres überragenden geistig-kulturellen Einflusses, ihrer festen inneren Geschlossenheit. Wer von der heutigen Kirche erwartet oder gar fordert, daß sie Kriege verhindern und Frieden sichern soll, mutet ihr allemal mehr zu, als sie leisten kann, der verwechselt sie mit einer Art Weltregierung, die es nicht einmal in Gestalt der Vereinten Nationen gibt, der weckt Hoffnungen und Ansprüche, die eine Kirche nicht erfüllen kann – es

sei denn, man statte sie mit all *den* Mitteln und Möglichkeiten aus, mit Macht vor allem, die eine solche übernationale Instanz brauchte, um wirksam eingreifen, noch wirksamer vorbeugen zu können.

Völlig paradox wird die Sache, wenn die gleichen Ratgeber, die der Kirche so illusionäre Zumutungen höchster Weltwirksamkeit entgegenbringen, sie in eine Richtung ihrer äußeren und inneren Entwicklung drängen, durch die sie sogar noch der jetzt vorhandenen, vergleichsweise bescheidenen Möglichkeiten beraubt werden soll: durch Entzug der Kirchensteuer, Propaganda für den Kirchenaustritt, Abschaffung des Religionsunterrichts, Aufkündigung der Konkordate, Auflösung der hierarchischen Struktur, Verstärkung des innerkirchlichen Pluralismus usw.

Es fällt einigermaßen schwer, daran zu glauben, daß so offensichtliche Widersprüche den Urhebern verborgen bleiben können. Es fällt noch schwerer, daran zu glauben, daß die groteske Überhöhung der Ansprüche an die Kirche bei gleichzeitigem Plädoyer für eine machtlose Kirche purer Naivität entspringen soll. Wer *morgen* die Kirche als unglaublich, unfähig und gesellschaftlich nutzlos, ja hinderlich für den Fortschritt erscheinen lassen will, braucht nur *heute* dafür zu sorgen, daß die politischen Erwartungen an die Kirche so hoch geschraubt werden, daß ihre Erfüllung schlechthin unmöglich ist. Nichts sichert so trefflich die Enttäuschung wie ein Zuviel an Hoffnungen, wie vorherige Täuschung also über das Mögliche, Machbare, Zumutbare.

Wer die Rede von der Weltaufgabe der Christen *nicht* als ersten Schritt zur Entlarvung der Kirche in ihrer Unfähigkeit betrachtet, sondern im Geiste des Konzils als Auftrag an den einzelnen Christen, an die einzelne Gemeinde, an die Gesamtkirche, an die Christenheit – der braucht heute nichts so nötig wie Nüchternheit in der Einschätzung dessen, was realistisch ist. Nüchternheit muß nicht immer heilig sein, es gibt auch eine unheilige, aus Herzhärte und Phantasiearmut geborene Nüchternheit. Was ich meine, ist nicht solch eine Indolenz, sondern eine Nüchternheit, die den Zustand der Welt mit Respekt vor den Tatsachen betrachtet, mit jenem Respekt, der aus der Einsicht stammt, daß dieser Zustand der Welt ebenso unser Werk ist wie er von der Vorsehung zumindest zugelassen und vom Teufel mitbestimmt ist.

Die Rolle des Intellektuellen, so sagen die Gegner dieses so schwer faßbaren Kollektivs, sei zersetzend. Darüber soll hier nicht gerechnet werden. Aber *wenn* es eine spezifische Aufgabe der Intellektuellen in der Kirche gibt, dann besteht sie in erster Linie darin, die jeweils modischen Illusionen zu zersetzen, dem Konformismus des Zeitgeistes die Skepsis zweitausendjähriger kirchengeschichtlicher Erfahrung entgegenzustellen und die Tatsachen der Gegenwart ernster zu nehmen als das Wunschenken der Naiven und die Ablenkungsversuche listiger Zukunftsplaner.

II

Eine der großen Errungenschaften, auf die das Zweite Vatikanum mit Recht sehr stolz war, bestand in der Wiederentdeckung und höheren Wertung der bischöflichen Kollegialität, des Zusammenhalts und des Aufeinanderangewiesenseins der Teilkirchen in der gesamten Welt, der Solidarität als einer *horizontalen* Bindung, die früher nicht so deutlich gesehen wurde, weil die *zentralistische* Struktur der Kirche, ihr monarchischer Aspekt, die Funktion des Zentrums Rom die vertikale Tendenz vorherrschen ließen. Das Gefühl, einer Menschheit anzugehören, die mehr und mehr zusammenwächst, die Erleichterung und Beschleunigung der Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen haben dazu ebenso beigetragen wie die ekklesiologische Diskussion der letzten Jahrzehnte.

Im klaren Gegensatz zu solchen Einsichten, Willenserklärungen und konziliaren Beschlüssen steht die *tatsächliche* Entwicklung in der Kirche, die sich dem von der gängigen Optik nicht verdorbenen Auge darbietet:

Die Bindung an das Zentrum Rom ist schwächer geworden, gewiß. In einigen Ländern – etwa in Holland – hat der offizielle Katholizismus ein so hohes Maß an Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsdrang ausgebildet, daß Rom als eine Last empfunden wird. (Was die Mehrheit der holländischen Kirchgänger darüber denkt, steht freilich auf einem anderen Blatt.) Aber daß die holländische Kirche dabei ein stärkeres Bewußtsein ihrer Verantwortung für andere Teilkirchen und auch mehr Kraft für den apostolischen Einsatz gewonnen hätte, wird sich schwerlich behaupten lassen. Teile der holländischen Kirche sind zwar bestrebt, durch missionarischen Einsatz ihrer theologischen und kirchenpolitischen Sprecher Anhänger für den innerkirchlichen Progressismus zu werben; die früher so beispielhafte missionarische Aktivität der Holländer im klassischen Sinne hat aber deutlich nachgelassen. Auch von brüderlichem Verständnis für Fragen, Bedenken und Einwände, die der plötzliche Umschwung des holländischen Katholizismus von einer – sagen wir einmal – extrem integralistischen Haltung zu einer extrem pluralistischen (um nicht zu sagen: modernistischen) Position in anderen Teilen der Welt erregt hat, ist wenig zu bemerken. Statt eines vermehrten und verbesserten Dialogs über nationale und sprachliche Grenzen hinweg gibt es – und zwar keineswegs nur in Holland – Fraktionsbildungen und Kämpfe zwischen den Gruppen, die zu früher in solchem Maße nicht gekannten Polarisierungen führen. Dabei läßt sich fast überall ein bestimmtes Grundmuster der Konfliktverschärfung beobachten: Die Aktivisten und Übertreiber der jeweils am Rande der Skala stehenden Gruppen arbeiten einander in die Hände, liefern sich wechselseitig die Argumente und machen den um Ausgleich und Balance bemühten Kräften das Geschäft noch schwerer. So bestärken die postkonziliaren Weiterreformer auf eigene Faust nur die Reaktionäre, die das

Konzil für ein Unglück halten und am liebsten zur präkonziliaren »monolithischen Einheit« zurückkehren möchten. Und die nicht selten antiintellektuelle, antiwissenschaftliche und immobilistische Haltung der »Bremsler« liefert den »Dynamikern« den erwünschten Beweis dafür, daß es nicht so sehr darum gehe, das Zweite Vatikan-Konzil zu rezipieren und seine Beschlüsse durchzuführen, sondern daß es vor allem extensiv interpretiert, in Experimenten »weiterentwickelt« und durch Vorgriffe im Sinne kalkulierter Regelverletzungen »vollendet« werden müsse.

Aber nicht nur zwischen einigen Teilkirchen wächst das Gefälle in Lebensgefühl, Kirchenpraxis und Glaubenskonsens. Auch zwischen ganzen Weltteilen öffnen sich die Abgründe immer tiefer: Vor allem zwischen den Industriestaaten der westlich-demokratischen Welt, die man in gewissem Sinne die »Überentwickelten« nennen kann, einerseits, und den Ländern der Dritten Welt, die man mit geringerem Recht »Entwicklungsländer« zu nennen pflegt, auf der anderen Seite, und den kommunistisch regierten Staaten auf der dritten Seite.

Man braucht nur einmal die unterschiedlichen Reaktionen auf die Enzyklika »*Humanae vitae*« aus Utrecht, München, Ost-Berlin, Warschau und den Bischofsstädten Südamerikas miteinander zu vergleichen, um zu erkennen, welches Ausmaß die Divergenzen bereits angenommen haben. Da gerade dieses Thema noch immer mit einem hohen Grad von Emotionalität diskutiert wird, sei dem Mißverständnis vorgebeugt, daß hier für oder gegen Standpunkte in der Sachfrage argumentiert werde: es geht nicht um das *Pro* und *Contra* von Inhalt, Form und Opportunität der Enzyklika, sondern um die faire Vermittlung und die im innerkirchlichen Dialog zu leistende Aufarbeitung der Meinungsverschiedenheiten, die im Anschluß an die Enzyklika manifest geworden sind. Was dabei besondere Besorgnis erregt, ist der Umstand, daß kaum ernsthafte, kontinuierliche Versuche unternommen werden, Brücken über diese hier sichtbar gewordenen Klüfte zu schlagen.

Es wird durchweg nicht hinreichend *informiert* über die Motive, Argumente, Texte und Interpretationen zu diesem Gegenstand in anderen Gebieten der Welt. Was ein bis dato vielleicht nicht einmal sonderlich bekannter deutscher Theologieprofessor oder der Sprecher einer einheimischen klerikalischen Protestgruppe äußert, geht durch alle katholischen Agenturen und findet sogleich den Weg in Presse, Radio und Fernsehen. Was die Bischofskonferenzen anderer Länder und Kontinente veröffentlichen, wird jedoch kaum zur Kenntnis genommen, es wird bestenfalls glossiert als Ausdruck eines eher komischen Bildungsrückstands. Von einer Verwirklichung des Anspruchs, daß mehr Interesse für die Nöte, Bedürfnisse, Auffassungen und Optionen der Christen in anderen Teilen der Welt aufgebracht, daß mehr Verständnis unter den Teilkirchen geweckt, daß im brüderlichen Austausch der Gedanken Hilfe

für alle gesucht werden solle – davon sind wir jedenfalls weiter entfernt denn je in diesem Jahrhundert.

Wie soll man dieses Phänomen deuten und benennen? Haben wir mit der Absage an das Überwiegen des »monarchischen« Prinzip in der Kirche auch dem Denken in Kategorien einer Weltkirche den Abschied gegeben? Soll der nachtridentinischen Epoche eines römischen Zentralismus mit all seinen Nachteilen und Vorzügen (nicht zuletzt in Zeiten der Verfolgung und für Völker in Bedrängnis) eine Epoche des partikularkirchlichen Provinzialismus folgen?

Was sich bei uns in den großen Hilfswerken für die Dritte Welt manifestiert, ist der Wille und die Bereitschaft, mit materiellen Mitteln zu helfen, und das ist gewiß eine wichtige und große Sache, vielleicht die beste Sache, die sich in den letzten Jahren in unseren Kirchen entwickelt hat. Aber mit dem *geistigen* Kontakt, dem gegenseitigen Sich-Ernst-Nehmen, mit der brüderlichen Gesinnung zwischen den Gemeinden, von denen die Apostelbriefe sprechen, hat das noch wenig zu tun.

Die Anhänger der »Theologie der Revolution«, die Entwicklungshilfe, auch und zumal der kirchlichen Werke, nicht um ihrer selbst willen fordern, sondern als Instrumente zur Beschleunigung revolutionärer Aktionen betrachten und benutzen, sind in diesem Sinne konsequenter. Sie wissen, daß aus den Steinen, die wir mit unserem Geld bezahlen, nur dann Brot wird, wenn wir auch etwas von uns, unser Herz, unsere Gedanken, unseren Rat mitschenken. Sie wollen zwar etwas Falsches und mißbrauchen die kirchliche Hilfe für ihr falsches Ziel; aber sie haben begriffen, daß ohne ein geistiges Ziel solche Hilfe keinen rechten Sinn hat, daß die Steine Steine bleiben.

Wir brauchen aber gar nicht so weit wegzugehen, um Beispiele dafür zu finden, wie stark sich die Teilkirchen gerade in den letzten Jahren auseinanderentwickelt haben. Wer mit tschechischen, slowakischen, polnischen Katholiken, seien es Priester oder Laien, spricht, hat einige Mühe, aus deren Berichten und aus der Darlegung ihrer Probleme zu ersehen, daß das die gleiche Kirche ist, mit der auch wir hier es zu tun haben. Natürlich liegt das an den historischen Bedingungen, die wir nicht nach Belieben ändern können. Natürlich ist eine verfolgte Kirche in anderer Lage, *muß* sie andere Sorgen haben als eine Kirche, die mit den Folgen der »permissiven Gesellschaft« zu tun hat. Aber das ist es nicht, was ich meine. Wann ist zuletzt eine systematische Information über die Kirchen in den Verfolgungsländern unternommen worden? Wo ist zum letzten Mal für die »schweigende Kirche« öffentlich gebetet worden? Wo erheben die Katholiken, die in den Massenmedien tätig sind, ihre Stimmen, um nach dem Schicksal ihrer Glaubensbrüder im jetzt »befriedeten« Norden Vietnams zu fragen? Wo ist die »konzertierte Aktion« der Kirchenzeitungen, die den Vorstoß des päpstlichen Delegierten in Helsinki orchestriert hätte, der die Menschenrechte und namentlich die Gewissens- und Religionsfreiheit auf die Tagesordnung der »Konferenz für Sicher-

heit und Zusammenarbeit in Europa« zu setzen vorschlug? Sind wir nicht alle längst der Nachrichten aus diesen Ländern müde, die nur wiederholen, was wir längst wissen? Die immer nur die graue, triste Langeweile ausstrahlen, die totalitären Systemen nun einmal eigen ist? Haben wir uns nicht abgefunden mit dem Trost, daß ein gewisses Maß von Bedrängnis dem Glaubenseifer und dem kirchlichen Zusammenhalt erfahrungsgemäß besser bekommt als völlige Freiheit? Sind wir nicht sehr geneigt, das Los der Kirchen jenseits des Eisernen Vorhanges der Vorsehung, dem Opfersinn der Betroffenen und der vatikanischen Diplomatie zu überlassen? *Wollen* wir überhaupt noch etwas von dem wissen, was da drüben, ein paar Autostunden von hier, vorgeht?

Wer – um ein weiteres Beispiel zu nennen – die Realität unserer Beziehungen zu den Bistümern jenseits der Ozeane betrachtet, wird feststellen müssen, daß die frühchristlichen Gemeinden im Mittelmeerraum ohne Flugzeuge und Fernschreiber mehr geistig-geistlichen Kontakt miteinander hatten. Auf keinen Fall wird er auf die Idee kommen können, wir seien im Begriff, einen Konzilsbeschluß zu verwirklichen, der ein *Mehr* an Mitverantwortung, an Kollegialität und an Solidarität unter den Teilkirchen zum Inhalt hat.

Zugegeben, es lassen sich Gegenbeispiele nennen. Vieles geschieht und muß geschehen, ohne daß darüber gesprochen werden kann. Von dem, was im Stillen gebetet und getan wird, weiß nur Gott. Es geht hier nicht darum, zu klagen oder gar anzuklagen. Es geht hier lediglich um die Offenlegung des Widerspruchs zwischen der Botschaft des Konzils, daß die Kirche Jesu Christi sich aus Gemeinden aufbaut, die füreinander denken, beten und opfern sollen, und der banalen Wirklichkeit, daß wir uns in den letzten Jahren unablässig mit uns selbst beschäftigen, daß unsere relativ unwichtigen Probleme uns weit stärker bewegen als die vitalen Probleme unserer Bruderkirchen in aller Welt. Wer aus einigem Abstand die Papierfluten unserer europäischen Kirchen betrachtet, allein die Produktion unserer Synoden und Synodalbüros, ganz zu schweigen von Theologie und Kirchenbürokratie, der findet wohl nicht leicht eine Rechtfertigung für das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag, aber sicherlich noch schwerer eine Rechtfertigung für die nahezu vollständige Verdrängung alles dessen, was nicht zum engen Gesichtskreis unserer Binnenproblematik, unserer permanenten Strukturdebatten und unserer Liturgiesubtilitäten gehört.

III

Der dritte Widerspruch findet sich sowohl in der Lehre wie in der Praxis des Katholizismus in jenen Ländern der freien Welt, die sich infolge ihres hohen technisch-zivilisatorischen Standards als besonders fortgeschritten verstehen. Auch dieser Widerspruch bezieht sich auf Wirksamkeit und Wir-

kung der Kirche in der Welt. Auf der einen Seite wird die Unentbehrlichkeit der Christen für die Vollendung der Menschheit, ja des ganzen Kosmos (im Sinne Teilhard de Chardins) immer emphatischer gepriesen, immer feiner, immer filigranartiger emporstilisiert. Auf der anderen Seite werden die Anforderungen, die an das praktische Christenleben gestellt werden, immer tiefer herabgestuft, kommt man dem individuellen und kollektiven, oft genug banalen Glücksstreben immer mehr entgegen, wird das Lästige, Hinderliche, Unbequeme immer weiter abgebaut. Das beginnt bei Äußerlichem – die von niemandem verlangte ständige Erleichterung des Nüchternheitsgebots für den Kommunionempfang und die von keiner liturgischen Anweisung des Konzils begründete Abschaffung der Kniebänke sind solche Symptome – und endet bei Erwägungen derart, welche Zugeständnisse an die Forderung nach straffreier Tötung werdenden und lebensunwerten Lebens gemacht werden könnten und ob es sinnvoll sei, auch fürderhin Jesus Christus Gottes Sohn zu nennen.

Ob dies eine taktisch kluge Verfahrensweise ist, die dem verwöhnten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts die Kirche der Martyrer, der Asketen und der Büsser sympathischer machen soll, oder ob dieses Angebot eines Christentums zu herabgesetzten Preisen nicht eher das Gegenteil erreichen wird, weil es die besten, in der Wohlstandswelt brachliegenden Kräfte des Menschen ungefordert läßt, sei hier nicht erörtert; es fehlt jedenfalls nicht an Anzeichen dafür, daß die Austreibung des Numinosum aus Gottesdienst und Kirchenraum ganz andere Wirkungen hervorbringt, als die erwarteten: Pseudomystik und fernöstliche Heilslehren nehmen sich der Bedürfnisse an, die offenbar »anthropologische Konstanten« sind, aber von den christlichen Kirchen nicht mehr ausreichend erkannt und befriedigt werden. Armut und Gehorsam, Opferwille und Hingabebereitschaft, von mutlos und unsicher gewordenen Kirchenmännern nicht mehr gefordert, wenden sich anderen Instanzen zu, die keine Scheu haben, von ihren Anhängern Einschneidendes zu verlangen. Nicht die Katholischen Hochschul-Gemeinden sind es, die Aufnahme und Mitgliedschaft von einem Glaubensbekenntnis abhängig machen, das frei von Abstrichen und willkürlichen Auslegungen sein muß, sondern der »Spartakus«. Nicht die Katholischen Hochschul-Gemeinden legen ihren Kandidaten eine Probezeit noviziatähnlichen Charakter auf, sondern kommunistische Studentengruppen. Nicht der Bund der katholischen Jugend verlangt Geschlossenheit und Disziplin, nicht im Priesterseminar werden Gehorsam und Lehrzucht als Tugenden besonders hoch geschätzt, sondern bei den »Roten Zellen«. Und nicht die Mandatäre der Diözesan- und Pfarrgemeinderäte müssen von ihrem Einkommen für die gemeinsame Sache abliefern, was über die Bestreitung der täglichen Notdurft hinausgeht, sondern die Mitglieder der KPD (neu).

Natürlich wird hier nicht für die Übernahme solcher Methoden und Bedingungen plädiert. Hier soll der Gegensatz offengelegt werden, der im zeitgenössischen Katholizismus besteht zwischen einer Theorie, die den Christen eine kosmische Führungsrolle zuspricht, und der Praxis, die den Anspruch an das Christenleben immer weiter erniedrigt. Für Glaubwürdigkeit und Weltwirksamkeit der Christen erscheint eine solche Entwicklung jedenfalls höchst schädlich. Die Welt erwartet von den Christen, zumal von den Katholiken, die nach offenbar unausrottbarer Ansicht in einer wohlverfaßten Kirche leben, die Bereitschaft zur Übernahme personaler Verantwortung, nicht deren Abschiebung in anonyme Kommissionen und schon gar nicht die Inanspruchnahme »gremialer Strukturen« als Apparaturen der perfekten Entpflichtung. Sie erwartet von ihnen einen exemplarischen Lebensstil, an dem auch solche Zeitgenossen, die ihn für sich selbst keineswegs akzeptieren wollen, doch immerhin so etwas wie eine regulative Norm entdecken können. Sie erwartet, daß die Christen das kulturelle Erbe nicht verschleudern, auch nicht zu Folklore oder Museumsbestand absinken lassen, sondern – auch für die Nichtchristen – lebendig und fruchtbar erhalten. Sie erwartet vor allem, daß die doch so sehr auf Mitmenschlichkeit erpichten Kirchen nicht gerade jene Tugenden zur Demontage freigeben, die die immensen sozialen und karitativen Leistungen der Vergangenheit, von denen unsere Gegenwart unbedenklich, ja geradezu schamlos lebt, ohne etwas zu ihrer Erneuerung zu investieren, erst möglich gemacht haben. Die Umfragen, die anlässlich der deutschen Synode durchgeführt wurden, zeigen sehr eindrucksvoll, wie reich dieser Erwartungshorizont besetzt ist.

IV

Ökumenisches Denken und Handeln gehört gleichfalls zu den Postulaten des Zweiten Vatikan-Konzils, die in Deutschland nicht allein als bedeutende Errungenschaften hochgeschätzt werden, für die der deutsche Katholizismus auch seit Jahrzehnten eingetreten ist und unerläßliche Vorarbeiten geleistet hat. Um so erstaunlicher muß es daher erscheinen, daß der Begriff von Ökumene, der hierzulande die Szene beherrscht, Ökumenizität in mehr als einer Hinsicht vermissen läßt. Über den Mangel an weltkirchlichem Denken, über das Zurückbleiben des kirchlichen Bewußtseins hinter dem allgemein in der »weltlichen Welt« sich vollziehenden Prozeß der Horizonterweiterung (»Weltinnenpolitik«) ist schon gesprochen worden, ebenso über die eher rückläufige Tendenz zu Solidarität und Dialog zwischen den (katholischen) Teilkirchen verschiedener Länder und Kontinente. Nimmt man den üblichsten Wortgebrauch von »ökumenisch«, der sich auf die Verhältnisse zwischen den christlichen Kirchen verschiedener Bekenntnisse bezieht, so zeigt sich das

gleiche widersprüchliche Bild: Je mehr von Ökumene geredet wird, um so ausschließlicher und einseitiger richtet sich das Interesse auf bestimmte Probleme, die zwischen Protestantismus und Katholizismus aufgetaucht sind. Mag die Verengung des ökumenischen Bewußtseins auf diese Bilateralität in früheren Jahren noch verständlich gewesen sein – heute, da die orthodoxe Kirche in einigen Hunderttausenden griechischer Gastarbeiter als lebendige Realität mitten unter uns anwesend ist, imponiert sie vor allem unter dem Gesichtspunkt der Verdrängung. Welche Gründe dafür bestimmend sind, kann hier nicht untersucht werden. Immerhin soll der Verdacht nicht unausgesprochen bleiben, daß die fast völlige Nichtbeachtung des ostkirchlichen Partners im Weltdialog der Ökumene mit einem Umstand zusammenhängt, der manche ökumenische Unternehmung als bedauerlich instrumentalisiert und zweckbezogen erscheinen läßt: Weil man die Ostkirche(n) nicht als treibende Kräfte antihierarchischer, antiinstitutioneller, antirömischer Tendenzen »einsetzen« kann, weil der Dialog mit ihnen hier eher hinderlich wirken würde, weil Konstantinopel eben als ein Gegengewicht zu »Holland« wirken müßte – deshalb vernachlässigt man diese Seite des ökumenischen Dreiecks. Das höchst selektive Echo, das den wenigen Kontakten mit der Ostkirche in der katholischen Öffentlichkeit zuteil wird, bestätigt einen solchen Verdacht.

Aber kann man von einem Willen zu ökumenischem Fortschritt im Ernst sprechen, solange es dabei bleibt? Solange die Glieder der griechischen Kirche nahezu unbeachtet, kontaktlos, unbetreut unter uns leben müssen? Solange die katholische Kirche nicht nur den Löwenanteil der sozialen Sorge um diese Mitchristen, sondern auch die geistliche Fühlungnahme mit ihnen anderen überläßt? Und dies, obwohl niemand daran zweifelt, daß die theologische und ekklesiale Distanz zwischen Rom und Byzanz entschieden kleiner ist als zwischen Byzanz und Genf?

V

Nicht ausgeführt, nur angedeutet werden kann ein weiterer Widerspruch, der freilich nicht erst seit heute zu beobachten ist. Während führende intellektuelle Kräfte des deutschen Katholizismus – manchmal mit einer gewissen Atemlosigkeit – das Studium der neuesten wissenschaftlichen Entwicklungen auf allen möglichen Gebieten mit dem Ziel betreiben, Früchte dieser Entwicklungen auch für Theologie und Kirche nutzbar zu machen, errichten andere Kräfte des gleichen »Lagers« mit zähem Eifer Naturschutzparks für die Moden von gestern und geben sie auch noch als Aktualitätensammlungen aus.

Manche Pfarrgemeinderäte zerbrechen sich halbe Nächte lang die Köpfe, welche Änderung im Vollzug des Gottesdienstes nun noch möglich (und mehr oder weniger erlaubt) wäre, um diesen »attraktiver« zu machen, Abständige

anzulocken und Kirchenbesucher fernzuhalten, obwohl die Ergebnisse der Umfragen zur deutschen Synode nichts mit so großer Gewißheit ergeben haben, als daß die Mehrheit des Kirchenvolks weit davon entfernt ist, an permanenten Änderungen Gefallen zu finden. Die mit beträchtlichem Aufwand gewonnenen empirischen Befunde sollen offenbar unbeachtet liegen bleiben, sofern sie sich nicht als Argumente für permanente Änderungen verwerten lassen.

Besonders eindrucksvoll erscheint der Widerspruch, wenn man die Verhältnisse bei Kinder- und Jugendgottesdiensten bedenkt. Auch für diese hat eine Verordnung der deutschen Bischöfe eine enorme Skala von Variationsmöglichkeiten zugelassen. Dabei wissen wir aus der guten alten Pädagogik ebenso wie aus den modernsten Lerntheorien, daß Wiederholung des Gleichen für den Erfolg notwendig ist, daß die Einübung in einen (hier: den gottesdienstlichen) Vollzug unmöglich wird, wenn dieser in stets neuer Variation dargeboten wird, und daß für die Herstellung einer Gewöhnung, die zu Vermisserlebnissen im Falle des Unterbleibens des Gewohnten führt, eben gerade die Wiederholung des Gleichen unerlässlich ist. Was wollen die Seelsorger und ihre Berater mit dem Angebot zahlloser und erheblich verschiedener Formen für den Kindergottesdienst eigentlich erreichen? Daß ein junger Mensch zu der Erfahrung gebracht wird, die Eucharistiefeyer sei dadurch ausgezeichnet, daß sie je nach Vorsteher, Ort und Zeit ihre Form wandle? Daß ein junger Mensch, nur an wechselvolle Wortgottesdienste mit Gesang gewöhnt, schließlich auch die Matinee im Stadttheater oder das sonntägliche Meeting im Kulturhaus als befriedigendes Surrogat erfährt? Oder soll Ritus eingeübt werden, fern von subjektiver Willkür und »kreativer« Gestaltungsfreiheit, ein Ritus gewiß, der Freiräume enthält für wechselnde Texte und Themen, etwa bei den Fürbitten, Freiräume auch für individuelles Gebet (die Forderung hiernach stand an der Spitze der Nennungen bei der Repräsentativumfrage), aber im Kern der Sache die unverfügbare und unveränderbare Objektivität einer Liturgie präsentiert, die sich erkennbar gleich bleibt?

VI

Wer die Suche nach Widersprüchen auf der Ebene der alltäglichen Erfahrung weiter vorantreiben will, wird keine Mühe haben, diese aphoristische Sammlung zu ergänzen. Noch nie ist in der katholischen Kirche von Rang und Rolle des Laien so viel gesprochen worden wie heute. Aber noch nie hat sich der Laie in so vielen und so zentralen Gebieten des kirchlichen Lebens der nahezu schrankenlosen klerikalen Willkür ausgesetzt gesehen. Im Religionsunterricht vieler Schulen gibt es weder Systematik noch Kontinuität einer kirchentreuen Unterweisung. Die Ausgestaltung des Gemeindegottesdienstes,

vom Konzil schon der unterschiedlichen Regelung nationaler Bischofskonferenzen unterworfen, spiegelt nun von Fall zu Fall die Experimentierfreude, die Phantasie und die teilweise höchstpersönlichen Ansichten des jeweiligen Geistlichen. Für Laien, die viel unterwegs sein müssen und sich die heilige Messe, mit deren Besuch sie ja nicht nur ihrer Sonntagspflicht genügen wollen, nicht sorgfältig aussuchen können, ist daraus eine Art Glücksspiel geworden. Das einzige, was sie gewiß vorher wissen können, ist, daß dieser Gottesdienst anders sein wird als der jeweils letzte und vorletzte. Es wäre nicht verwunderlich, wenn sich aus den Frustrationen und Überraschungen, die sich hieraus ergeben, ein neuer, ganz andersgearteter Antiklerikalismus entwickeln würde, dessen erste Folge wahrscheinlich ein weiteres Absinken des Gottesdienstbesuches wäre.

In dem vorstehenden Beitrag sollte kein Versuch zur Lösung von Schwierigkeiten unternommen, für keine der jeweils streitenden Richtungen Partei ergriffen werden. Auch Klage und Anklage waren nicht beabsichtigt. Es ging lediglich darum, Probleme sichtbar zu machen, die gerade wegen ihres Widerspruchs-Charakters unbequem sind und daher keine Publizität besitzen. Nach den »Aufmerksamkeitsregeln« (Niklas Luhmann), die in unserer Gesellschaft gelten, mußtes manches pointiert gesagt werden, um der Chance willen, gehört zu werden. Wenn dadurch ein Gespräch in Gang gebracht werden kann, das korrigiert, abschleift, erhellt – und Lösungen aufzeigt, ist der Zweck erreicht.